



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Schonack, Wilhelm: Charakterbild eines altrömischen Feldarztes

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Charakterbild eines altrömischen Feldarztes

Von Dr. Wilhelm Schonack



Das aller Sinnen und Trachten in Anspruch nehmende, gewaltige Ringen in Nord und Süd, in Ost und West, zu Lande und zu Wasser, zu ebener Erde und hoch in den Lüften lenkt durch die zahlreichen, schmerzlichen Verluste, die es von Tag zu Tag fordert und stets erneut fordern wird, unsere Aufmerksamkeit auf die Tätigkeit des Arztes im Felde. Das Wort Homers von dem „Manne, gleich viel wert als viele andere“, ein Hinweis auf Machaon, der mit dem greisen Nestor zugleich den Streitwagen besteigt und so einer besonderen Auszeichnung teilhaftig wird, gilt in keiner Zeit so viel wie gerade in unseren Tagen. Kommt es doch jetzt nicht nur darauf an, die Erkrankten und Verwundeten sorgsam zu untersuchen, ihre Leiden und Verletzungen verständnisvoll zu behandeln und, wenn irgend möglich, zu heilen. Groß sind vor allem die Aufgaben, die zugleich mit denen der Diagnostik, Pathologie und Therapie an die Charaktereigenschaften der Ärzte gestellt werden; hängt doch von ihrer gesamten Berufsauffassung und ihrer seelischen Beschaffenheit sehr viel ab, ob der Kranke genesen wird oder nicht. Nicht nur medizinische Fachleute, sondern noch in höherem Grade echt menschlich empfindende Persönlichkeiten werden hier gefordert, gewiß, Männer mit bewußtem Willen und fester Hand, aber zugleich beseelt von warmem und weichem Empfinden, kurz Leute, für die der ärztliche Beruf nicht nur praktische Bedeutung, sondern ethischen Wert hat.

An solchen mangelt es uns auch durchaus nicht. Sie haben in der Geschichte des heilenden Standes nie gefehlt, auch nicht in den frühesten Zeiten, so auch nicht im klassischen Altertum. Kann uns unser Wissen von der Antike auch nicht helfen, den Sieg zu erringen, so ermöglicht es uns doch wenigstens, Ärzte in ihr aufzuzeigen, deren idealer Charakter allen Lobes wert ist, und die mithin auch ihren heutigen Standesgenossen ein Vorbild sein können. Zu diesen als Arzt wie als Mensch gleich vortrefflichen Männern gehört Scribonius Largus, der zur Zeit des Kaisers Claudius (41—54 n. Chr.) als Hofarzt in Rom und vorher als Militärarzt im Felde tätig war. Die Anschauungen dieses Mannes, dessen fast ganz in Dunkel gehülltes Leben durch die wenigen vorhandenen

Zeugnisse nur spärlich erhalten wird, finden sich inmitten seiner „Rezepte“ (Compositiones), der ersten größeren derartigen Sammlung aus dem alten Rom. Dieses nicht nur für die Geschichte der Medizin oder die Realienforschung innerhalb der römischen Literatur, sondern auch für die Volkskunde und die allgemeine Kulturgeschichte recht bedeutsame Werk ist außergewöhnlich lange ganz ungebührlich vernachlässigt worden, wie schon daraus hervorgeht, daß es bis auf unsere Tage trotz der so außerordentlich großen Zahl von Übersetzungen aus den beiden alten Sprachen in keine einzige moderne Kultursprache übertragen worden war. Die erste vollständige Verdeutschung, samt Einleitung und ausführlichem Arzneimittelregister, ist von dem Verfasser dieses Aufsatzes ausgegangen (Zena: Gustav Fischer, 1913); ihr entstammen die Auszüge, die in den folgenden Betrachtungen mitgeteilt werden.

Auf den Inhalt oder die Form der eigentlichen Rezepte näher einzugehen, erübrigt sich für den beabsichtigten Zweck. Genug, daß die Genauigkeit der Dosierung, die sorgfältige Zusammensetzung aller für ein Heilmittel in Betracht kommenden Bestandteile und die kundigen Angaben zur Bereitung von Salben und Pflastern den gewiegten Praktiker verraten, den viele Erfahrungen bei leicht Angegriffenen und schwer Daniederliegenden, bei akuten und chronischen Leiden, bei Vergiftungen und Körperschäden zu einem der gesuchtesten Mediziner des kaiserlichen Rom hatten werden lassen. Wichtiger ist es für uns, Einblick in seine ärztliche Ethik zu gewinnen, die Pflichtenlehre, von der er ausging, die Deontologie, von der er sich leiten ließ, kennen zu lernen. Neben einzelnen, in die Rezepte eingestreuten Bemerkungen bietet uns hierfür die Vorrede das beste Material.

Wenn wir bei ihm lesen, die Heilkunde sei „die Wissenschaft vom Heilen, nicht vom Schaden“, so soll das kein Scherz sein. Denn abgesehen davon, daß hier vielleicht die Erinnerung an ein Wort des Hippokrates nachklingt, dessen Schriften schon früh kanonische Geltung gewannen, man habe bei Krankheiten zweierlei zu beobachten, „nützen oder wenigstens nicht schaden“ (Epidem. II. c. 11), so liegt darin doch wohl für die Berufsgenossen die Mahnung zur Vorsicht und die Empfehlung, nicht vorschnell zu verordnen. Hält er es doch „für etwas Großes und über die menschliche Natur Hinausgehendes, daß jemand die eigene Gesundheit oder die eines jeden schützen oder wiederherstellen könne“. Womit aber soll der Arzt diesen Erfolg erzielen? Nicht mit Schneiden und Brennen, wozu man nur in höchster Not schreiten darf, sondern mit Arzneien, von deren Wichtigkeit für die gesamte Medizin er fest überzeugt ist. „Was die Berührung eines Gottes zu bewirken vermag, das leisten geradezu die Arzneien.“ Es ist leicht einzusehen, daß dieses Vertrauen des Scribonius auf die Heilkraft der aus den verschiedensten Zutaten bestehenden Medikamente zwar durch Kenntnis erprobter, von früheren und zeitgenössischen Kollegen stammenden Heilmittel, ja sogar von Volks- und Zaubermitteln entstehen, aber dennoch kaum zu solcher Höhe sich entwickeln

konnte, daß er ihnen göttliche, also übermenschliche Wirkung zuerkennen mußte. Jene Äußerung erklärt sich eher aus der dem Südländer eigentümlichen Hinneigung zu übertreibender Redeweise, die sich ja in der lateinischen Sprache in den vielen Superlativen kundtut, wo wir mit dem Positiv zufrieden sind; ihre tiefere Wurzel aber hat sie meines Erachtens in dem hohen Selbstgefühl, das er von seiner Fähigkeit, wirksame Heilmittel herzustellen, besaß. Er hat nicht nur viele fremde durch besonderes Gewicht oder andersartige Mischung zu eigenen gestaltet, er versichert sogar gegen Ende der Sammlung an besonders auffallender Stelle, nämlich im letzten Kapitel, nachdrücklich, er habe „die meisten dieser Rezepte selbst zusammengesetzt und kenne ihre Wirkung bei den angegebenen Leiden“.

Schon aus dieser tüchtigen Beherrschung der vom Altertum bis zum Ausgange des Mittelalters und noch darüber hinaus eine wesentliche Sonderdisziplin der Medizin bildenden Pharmakologie, ohne deren Kenntnis ein damaliger Arzt, weil auf selbständige Bereitung der Arzneien angewiesen, hilflos gewesen wäre, ergibt sich, wie ernst er es als junger Anfänger oder „Arztlehrling“ mit ihrer Aneignung genommen haben muß. Er hat sicher bei den namhaftesten Medizinern, deren praktischer Unterweisung er sich anvertraut hatte, über die den pflanzlichen, tierischen und mineralischen Bestandteilen der Arzneien innewohnenden Kräfte Untersuchungen angestellt und schon früh an Patienten ihre weitere Wirkung erforscht. Seiner Meinung nach liegt dies nur dem geschulten Fachmann ob, nicht dem „ganz verfluchten Quackfalber“, wie er sich an einem Orte deutlich genug ausdrückt, ein Ausruf, der uns zugleich die Gewißheit gibt, daß das Kurpfuschertum wenigstens in den Großstädten schon dazumal in Blüte stand. Mit seiner Grundanschauung, daß der Arzt alles kennen und können müsse, wessen er bei Ausübung der Praxis bedarf, hängt auch seine Warnung vor der Hingabe an das Spezialistentum zusammen, wofür die folgenden Worte charakteristisch sind: „Wir haben von Anfang an den rechten Weg eingeschlagen und nichts für wichtiger gehalten, als das Begreifen der gesamten Wissenschaft, soweit es dem Menschen ermöglicht ist, weil wir daraus alle Vorteile zu erreichen glaubten“. Um aber bei dem Ausdruck „Vorteile“ keinen Mißverständnissen ausgesetzt zu sein, fügt er gleich darauf hinzu: „wobei wir uns, bei Gott, nicht durch Geldgier oder Ruhmsucht, als vielmehr durch das Wissen von der Kunst selbst leiten ließen.“ Scribonius, der hier so energisch den Gedanken an diese unedlen Beweggründe ablehnt, von denen der zuerst genannte noch heutigen Tages in dem mittelalterlichen Versanfange „dat Galenus opes“ weiterlebt, ist ganz und gar von der Überzeugung durchdrungen, daß die Medizin ein einziges, unteilbares Fach sei, eine Meinung, die schon damals trotz ihres im Verhältnis zur Gegenwart beschränkten Umfanges keineswegs gang und gäbe war. Er hat sie für einen besonderen Fall folgendermaßen formuliert: „Daß die Teile der Medizin miteinander verflochten und so verbunden sind, daß sie auf keine Weise ohne Schaden für das ganze Fach getrennt werden

können, erfieht man daraus, daß weder die Chirurgie ohne die Diätetik noch diese ohne die Chirurgie . . . fertig werden können, sondern daß die eine von dieser, die andere von jener unterstützt und gleichsam vervollständigt wird.“ Wem diese Anschauung in Fleisch und Blut übergegangen war, bei dem ist der Zorn über solche Berufsgenossen, die infolge falscher Behandlung die Kranken „gleichsam himmorden“, ebenso verständlich wie der teils bedauernde, teils verächtliche Hinweis auf denjenigen Arzt, der nur danach trachtet, was er „ohne Anstrengung erreichen und was ihm scheinbar ebensoviel Ansehen und Nutzen gewähren kann“, kurz die wahrhaft ideale Auffassung seiner Berufspflichten. Gemildert werden die zuletzt zitierten Zeilen durch des Autors eigene Hindeutung auf den Zeitgeist, infolge dessen „der Gute und der Schlechte für gleichwertig gehalten werden“ oder durch den sicherlich auf Erfahrung beruhenden Einblick in den Leichtsinn, mit dem manche Patienten sich blindlings in die Behandlung eines Arztes begeben, von dessen Geschicklichkeit und Fähigkeiten sie nichts Näheres wissen, während doch „niemand sein Bild einem Künstler zu malen anvertraut, der sich nicht zuvor durch einige Proben bewährt hat“. Es soll eben, wie dieser geschickt gewählte Vergleich andeuten will, nur solch ein Arzt herangezogen werden, der schon einige glückliche Kuren aufzuweisen und dadurch einen Namen gewonnen hat. Daß er damit nicht einem blinden Autoritätenglauben das Banner tragen will, geht aus der energischen Abwehr hervor, die er sich nicht scheut, gegen hochberühmte, aber bisweilen anders urteilende Vorgänger verlauten zu lassen: „Ich lasse mich nicht durch eine Persönlichkeit abschrecken, wenn ich sehe, daß die Sache so offenbar von Nutzen ist“.

So beachtenswert für alle Zeiten auch die im vorhergehenden Abschnitte mitgeteilten Gedanken des bedeutenden Mannes sein mögen, diejenigen Äußerungen stehen noch aus, die seinen Idealismus, die hohe Auffassung von den Pflichten seines Berufes ins hellste Licht setzen. Zuvörderst verlangt er von jedem Arzte einen „rechtschaffenen und unsträflichen Sinn“, wohl gegenüber den Gesezen und dem Arzteide. Über die zumeist zu wünschenden Eigenschaften der Mediziner hat er sich kurz zuvor dahin ausgesprochen, daß sie, „wenn ihnen nicht ein Herz voller Mitleid und Menschenliebe . . . innewohnt, allen Göttern und Menschen verhaßt sein müssen.“ Der göttlichen Strafe also wird von dem frommen Römer, für den die „waltende Macht der Gottheit“ eine greifbare Wesenheit, kein blasser Schemen ist, für sein frevelhaftes Beginnen derjenige Arzt anheimgegeben, der ohne Herz zu handeln pflegt. Was aber soll, so fragt er, im Kriege geschehen, wenn einem ein Landesfeind in die Hände fällt? Das patriotische Empfinden des „guten Soldaten und Bürgers“ gebietet, ihn zu verfolgen, die Obliegenheiten des Arztes dagegen verlangen eine ganz entgegengesetzte Handlungsweise: „Wer sich auf den ärztlichen Eid verpflichtet hat, wird nicht einmal den Staatsfeinden eine schädliche Arznei reichen, weil die Heilkunde die Menschen nicht nach ihren Verhältnissen noch nach ihrer

Person einschätzt, sondern verspricht, sie werde in gleicher Weise allen, die sie um Hilfe anflehen, beistehen“. So überflüssig die laute Verkündigung dieses Grundsatzes heute erscheinen mag, wo jeder Kranke, ob Freund oder Feind, dieselbe sorgfältige Behandlung und dieselbe aufopfernde Pflege findet, für das Altertum, wo rücksichtslose Vernichtung auch des verletzten und kampfunfähigen Gegners erstes Gesetz war, bekundet gerade dieser Satz das starke Humanitätsgefühl des Scribonius, der hier wohl einer Erinnerung an eigene militärische Erlebnisse nachgibt.

Mit kriegerischem Auftakt hatten wir begonnen, mit kriegerischem Schlußakkord wollen wir enden. Hervorragende Eigenschaften des Kopfes und des Herzens, eiserner Fleiß, gründliche praktische Durchbildung, ehrliche Begeisterung für seine Wissenschaft und seinen Beruf, ein warmes Mitgefühl und edle Sinnesart, alle diese Tugenden fanden wir in diesem Feldarzte, dessen Andenken selbst in den engeren Fachkreisen der Medizinhistoriker und Altphilologen fast gänzlich erloschen ist, in bewunderungswürdiger Fülle vereint. So besteht kein Zweifel, daß seine Persönlichkeit auch den heutigen Standesgenossen als leuchtendes Vorbild dienen kann. Der Feldzug des Jahres 43, auf dem er in militärischer Stellung seinen kaiserlichen Herrn begleitete, hatte als Ziel — Britannien. Das Ergebnis des schon vor Ende 44 beendeten Streifzuges, welches im wesentlichen dem römischen Admiral Plautius verdankt wurde, war befriedigend genug; es glückte dreierlei: die Zersplitterung der keltischen Stämme, die Blockade und Besetzung der Küste, als Krönung des Erfolges sogar die Romanisierung des Landes. Wer wollte bei der Erinnerung an diese geschichtlichen Vorgänge, deren mittleres Endziel heute jeden vaterlandsliebenden Deutschen frohlocken ließe, noch bestreiten, daß selbst in unserer eisernen Zeit ein Rückblick auf die versunkene Welt des klassischen Altertums eine gewisse Genugtuung und den aufrichtigen Wunsch gleichen Gelingens hervorzurufen imstande ist.



**Allen Manuskripten ist Porto hinzuzufügen, da andernfalls bei Ablehnung eine Rücksendung nicht verbürgt werden kann.**

**Nachdruck sämtlicher Aufsätze nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Verlags gestattet.**  
 Verantwortlich: der Herausgeber Georg Kleinow in Berlin-Nichterfelde West. — Manuskriptsendungen und Briefe werden erbeten unter der Adresse:

**An den Herausgeber der Grenzboten in Berlin-Nichterfelde West, Sternstraße 56.**  
 Fernsprecher des Herausgebers: Amt Nichterfelde 498, des Verlags und der Schriftleitung: Amt Böhlow 6510.  
 Verlag: Verlag der Grenzboten G. m. b. H. in Berlin SW 11, Tempelhofer Ufer 35a.  
 Druck: „Der Reichsbote“ G. m. b. H. in Berlin SW 11, Dossauer Straße 36/37.